

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 22 (1949-1950)

Heft: 2

Rubrik: Schweizerische Hilfsgesellschaft für Geistesschwache

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Hilfsgesellschaft für Geistesschwache

Redaktion: Dir. H. Plüer, Regensberg; Ernst Graf Zürich 7; H. Bolli, Pestalozziheim, Pfäffikon-Zh.

Alle Einsendungen und Mitteilungen der Sektionen richte man an H. Plüer

Von unsern geistesschwachen Jugendlichen

Vortrag gehalten an der Hauptversammlung des Erziehungsheims Bädttelen vom 6. September 1948

von E. Anker

III.

Humor kann man sich nicht erwerben, man muss ihn haben, aber etwas anderes kann man sich erwerben, und man macht es eigentlich schon aus Selbsterhaltungstrieb: eine gewisse harte Haut und die Kraft, sich achselzuckend mit Dingen abfinden zu können, die im Zusammenleben mit unsern Buben einfach nicht abzuwenden sind. Da gehen so viele Fensterscheiben, so viel Geschirr in Scherben, viel Werkzeug wird zerbrochen, mutwillig oft, aus Unverstand; Geräte werden beschädigt. Gebrauchsgegenstände und Kleider an den unglaublichsten Orten liegen gelassen, zu nichts wird Sorge getragen. Geistesschwache haben so gar keinen Sinn für Werte und keine Ahnung von Werten. Und was es braucht, sie daran zu gewöhnen, sorgfältiger mit den Dingen umzugehen, das läßt sich nicht beschreiben, das kann man nur erfahren. Letzthin sagte mir einer: «Aber wir sind doch noch jung, da kann man nicht jedesmal, wenn man sich raufen will, daran denken, man könnte jetzt etwas zerschlagen.» Ich antwortete ihm, daß ich bestimmt nichts gegen das Raufen hätte, dass man es aber doch lernen müsse, nicht an einem gedeckten Tisch oder bei den Treibbeeten oder im Treibhaus zu raufen. Bei unsern Buben heißt es leider oft (sie haben es irgendwo aufgeschnappt): «Das ist mir doch gleich, der Vormund soll bezahlen.»

Dass es im Umgang mit Geistesschwachen viel Geduld braucht, ist wohl den meisten Leuten klar. Aber die wenigsten geben sich Rechenschaft darüber, welcher Kraft es bedarf, sich nicht niederdrücken zu lassen, wenn der Erfolg so klein ist, wenn es so langsam vorwärts geht. Da muss man sie erstens trotz allem gern haben, trotz all ihren Mängeln, und dann heisst es, ganz sachlich sein und die Lage sehen, wie sie ist. Man darf nicht zu viel erwarten, aber kleine Erfolge muss man als grosse Erfolge werten, dass sie einem neuen Auftrieb geben können. Vor allem muss man jeden einzelnen in seiner Eigenart zu erfassen suchen. Da wird man dem schwerfälligen, langsamen, passiven, gutmütigen Typ noch am ersten gerecht. Von ihm nimmt man es hin, dass er ungeschickt und vergesslich, bequem und unselbständig ist. Aber beim sogenannten eretischen Typus ist dies viel schwerer. Der Eretische wirkt meistens äusserlich gar nicht so dumm, weil er lebhaft ist und oft recht hübsch und normal aussieht. Da vermögen es viele einfach nicht zu begreifen, dass er so unestet, gleichgültig, flatterhaft, so gar nicht konzentrationsfähig ist, keine Arbeit recht macht, alles nur liederlich, pfuschig. Er wirkt so vielgeschäftig, spielt sich auf und braucht grosse Worte, leistet aber herzlich wenig. Oder er ist ein

Schwätzer, der mit dummem Geplapper in unendlichen Wiederholungen alles und jedes besprochen und mit seinen krausen Gedanken in Zusammenhang gebracht haben will und dadurch alle, die mit ihm arbeiten müssen, zur Verzweiflung bringt. Die eretischen Geistesschwachen haben es auch im Leben draussen schwer. Ihres Aussehens wegen werden sie immer überschätzt, und ihr geistesschwaches Verhalten wird als Böswilligkeit und Bösartigkeit ausgelegt, und sie sind auch am meisten in Gefahr, kriminell zu werden. In dieser Gefahr sind sehr viele Geistesschwache, weil sie kein Urteil und keine Einsicht haben, masslos im Wünschen sind, den Gelüsten nicht gut zu widerstehen vermögen und weil sie so überaus beeinflussbar sind. Was fremde Leute von ihnen verlangen, wird von vielen blindlings gemacht, auch von solchen, die ihren Betreuern sonst sehr ungerne gehorchen.

Von ihren Eltern werden die Fähigkeiten der Geistesschwachen oft gewaltig überschätzt. Sie machen für ihre Kinder grosse Ansprüche an das Leben und möchten sie in einem guten Beruf sehen. Ein Handwerk erlernen zu können, ist das mindeste, was sie sich für sie erhoffen, und weil sie es in einem Heim lernen sollen, erwarten sie, dass dies sogar in kürzerer Zeit geschehe als bei einem Meister. Sie können sich kaum damit abfinden, dass ihr Kind es (wenn es gut geht) bloss zu einer bescheidenen Hilfskraft bringen kann. Zum Handwerk fehlen den meisten nicht nur Intelligenz und Handgeschick, sondern vor allem auch die charakterlichen Kräfte — wir haben sie ja schon mehrere Male genannt: Konzentrationsfähigkeit, Aktivität, Ausdauer, Sorgfalt, Entschlusskraft, Geistesgegenwart, Einsicht, Sinn für das Wesentliche. Als wir hier anfangen, glaubten wir z. B. auch, ein Geistesschwacher könnte Schneider werden, nicht fertiger Schneider, aber einer, der vorgeschchnittene Hosen und vielleicht auch Westen nähen kann. Hier haben wir uns aber geirrt. Wenn einer mit Hosennähen sein Leben verdienen will, dann muss er ein ganz besonders, ein ausserordentlich flinker Arbeiter sein, und unsere Buben sind ja das Gegenteil davon. Es wird nur in Ausnahmefällen gelingen, einen Geistesschwachen in diesem Beruf anzulehren. Gegenwärtig haben wir immer sehr viele Anmeldungen für die Schusterei. Hier ist es eher möglich, dass ein Geistesschwacher — wieder kein fertiger Schuhmacher — aber doch ein Hilfsarbeiter werden kann. Wenn einer körperlich gut entwickelt und auch geistig noch etwas beweglich ist, kann eine Anlehre als Gärtnergehilfe in Frage kommen. Hier machen wir recht gute Erfahrungen und finden auch immer entsprechende Arbeitsstellen. Wir haben auch eine Schreinerei. Aber

hier sind es wieder Ausnahmefälle, wenn es gelingt, einen zu einem Hilfsarbeiter heranzubilden. Meist sind sie dem Arbeitstempo der Arbeitsstelle nicht gewachsen.

Leider herrscht bei den meisten Städtern ein unverständliches, ein ganz unglaubliches Vorurteil gegen die Beschäftigung der Geistesschwachen in der Landwirtschaft. Und doch entspricht diese Betätigung vielen unter ihnen in hohem Masse. Die Arbeit ist abwechslungsreich, leicht zu verstehen und zu überblicken, der Geistesschwache sieht gut, was er gemacht hat, und er kann mit dem Meister zusammen arbeiten, was sehr wichtig ist, weil er doch immer geführt und gestützt werden muß. Weitaus wertvoller als die Arbeit ist aber dies, dass er im Bauernhaus ein Heim hat. Dass seine Arbeitsstätte zugleich sein Heim ist, das hält und stützt den Geistesschwachen; er, der so wenig Widerstandskraft besitzt, seine Triebe zu zügeln, findet so einen Halt, den ihm nichts anderes geben könnte. Natürlich ist nicht jedes Bauernhaus geeignet, ihm diesen Halt zu geben, man muss sie auslesen. Aber es hat deren genug, und wir haben schon viele prächtige Familien gefunden, die solch einem Burschen neben einem angemessenen Arbeitsplatz ein wirkliches Heim bieten und zu ihm sehen. Kleinere Landwirtschaftsbetriebe eignen sich besser dazu, weil hier der Meister mitschafft und die Gefahr des Auslachens oder Ausnützens oder gar der Verführung durch Mitknechte nicht besteht.

Wir kennen das Liedlein zum Ueberdruss, das wir mit Sicherheit überall zu hören bekommen, wo wir einen Ausgetretenen besuchen: wenn man bei ihm ist, arbeitet er recht, wenn er allein ist, macht er nichts. Es ist eben so, er muss seiner Lebtag eine Führung haben. Auch sonst, nicht bloss in der Arbeit, muss er betreut werden. Die Meistersfrau muss ihm waschen und flicken und zu den Kleidern sehen und auch sonst dafür besorgt sein, dass er nicht verlottert. Wenn er nicht betreut wird, verwaht er in kurzer Zeit.

Für die Familie ist es eine grosse Belastung, einen Geistesschwachen aufzunehmen. Da sind schon die Anfangsschwierigkeiten. Bei uns meint er natürlich, eine Stelle, das sei das Paradies auf Erden; da komme man weg von den Leuten, die einen so bevormunden, die Freiheit beschneiden, Sachen von einem verlangen, die man nicht gern macht, wo man Kleider und Schuhe putzen und zur Zeit ins Bett gehen muss, jetzt gehe es in die goldene Freiheit. Nun, wenn es dort auch folgen heisst und noch anhaltender und fleissiger gearbeitet werden muss, wenn die freie Zeit beschränkter ist, wenn man auch sauber zu sein und zu seinen eigenen Schuhen vielleicht noch andere zu putzen hat, wenn man auch zur Zeit ins Bett muss und am Morgen früher geweckt wird, ist die Enttäuschung oft sehr gross. Dann zeigen sie diese Enttäuschung, brummen und reklamieren: «Im Heim hatte man am Mittag eine Stunde frei, und im Heim brauchte man nach dem Nachessen nie mehr etwas zu tun.» Wenn aber der Meister fragt, ob er denn wieder ins Heim zurückwolle, besinnt er sich und merkt, dass jetzt doch ein anderes Leben angefangen hat. Es ist zwar auch schon vorgekommen, dass einer etwas anstellte, um wieder zu uns zurückkommen zu können.

Es ist auch sonst oft kein Schleck, einen Geistesschwachen in der Familie zu haben. Sie prahlen gern

und spielen sich auf und plaudern Familiensachen der Meistersleute aus, natürlich auf ihre Art, und wenn dann etwa noch gelacht oder gehetzt wird, schmücken sie das Erzählte aus und wissen immer noch mehr und können so die Ursache eines bösen Streites unter Nachbarn sein. Ueberhaupt, Nachbarsleute, Nachbarskinder, Käsereikameraden und dergleichen können oft nicht nur ein Anstellungsverhältnis stören, sondern durch ihren Unverstand den geistesschwachen Angestellten aus dem Geleise bringen. Vom Auslachen und Verspotten, Schabernack mit ihm treiben bis zum Aufhetzen, Ausbeuten und Verführen finden wir hier eine ganze Skala dessen, was einem solchen Burschen geschehen kann. Da wird z. B. auch dies zur Zielscheibe des Spottes gemacht, dass er etwa einem Mädchen nachschaut oder gar sagt, er wolle auch heiraten. So etwas wird oft zu sehr geschmacklosen Spässen benützt, und der Geistesschwache kann als Opfer solcher Spässe Schaden leiden.

Im Bauernhaus ist auch die Frage der Freizeit keine so brennende, wie sie es für den ist, der sonst in einem Betrieb arbeitet. Hier hat es Tiere und alles mögliche, mit dem man sich beschäftigen kann, es ist Gelegenheit zum Basteln da und sonst allerlei Interessantes; und doch müssen sich die Meistersleute verpflichten, auch in der Freizeit ein Auge auf ihren Schützling zu haben. Da sind sie uns dankbar, wenn wir im Heim dafür sorgen, dass er mit seinen Ansprüchen bei ihnen nicht aus dem Rahmen fällt, dass er gern an ihren einfachen Freuden teilnimmt. An schönen Sonntagen ist dies nicht so schwer, auch im Winter, wenn man schlitteln oder skifahren kann, nicht, aber an Regensonntagen und Winterabenden sind sie froh, wenn er nicht immer nur unterhalten sein will, sondern sich auch selber mit etwas beschäftigen kann, Bilder ansehen, etwa ein Zusammensetzungsspiel machen, etwas zeichnen oder lesen, sich an einem Rätsel versuchen, und, wenn er es auch gelernt hat, bei einem Gesellschaftsspiel mitzuhelfen oder bei einem gemeinsamen Lied mitzusingen. Es gibt nämlich recht musikalische Geistesschwache. Wenn sich solch ein Bursche dem einfachen ländlichen Lebenskreis der Bauernfamilie einfügen kann, vermag das Verhältnis ein gutes und festes zu werden, und er ist gesichert für sein Leben.

Was soll aber mit denjenigen geschehen, die sich nicht für die Landwirtschaft eignen? Es hat immer viele, die in Industrie und Gewerbe nicht unterzubringen sind. Dort will man nur Leute, die rentieren. Bei Arbeitgebern und bei der Arbeiterschaft sind die Vorurteile allzu gross und die Schwierigkeiten, die Lohnfrage und Versicherungen betreffen, noch grösser. Und doch gäbe es dort Arbeiten, die Geistesschwache sehr gut verrichten könnten und sich so durchs Leben zu bringen vermöchten. Was der Sorte Geistesschwacher, die sich nicht für die Landwirtschaft eignen und die nicht in der freien Wirtschaft untergebracht werden können, entspricht, wären Werkstätten im Sinn der Basler Webstube und anderer ähnlicher Betriebe, Werkstätten, die mit Hilfe öffentlicher Mittel noch zahlreicher sollten errichtet und betrieben werden können. Da erhebt sich aber wieder die Frage der Unterkunft, die ebenso wichtig ist wie diejenige der Arbeit. Wenn solche Werkstätten reine Externate sind, können sie fast nur solche aufnehmen, die

bei ihren Angehörigen wohnen. Der Leiter einer Werkstätte dieser Art erzählte uns, wie es ihm trotz aller Anstrengungen nie gelingen wolle, für einen Geisteschwachen einen Kostort zu finden. Die Abneigung gegen diese Menschen ist bei den Leuten allgemein viel zu gross. Bedauert werden sie wohl, aber es zeigt sich in vielen Fällen, dass dieses Bedauern blosses Sentimentalität ist; wenn es sich darum handelt, einem Geisteschwachen einen Kostort zu bieten, heisst es nein. Die

St. Galler Werkstätten und das Arbeitsheim Amriswil, mit denen ein Internat verbunden ist und die sowohl Externe wie Interne aufnehmen, scheinen uns die beste Lösung gefunden zu haben. Es ist schon viele Jahre lang unser Wunsch und unser Streben, auch unserm Anlehreheim solche Dauerwerkstätten angliedern zu können für Zöglinge, die sich nicht in der freien Wirtschaft unterbringen lassen. Es scheint uns, erst dann vermöge es seine Aufgabe ganz zu erfüllen.

Eltern und Hilfsschule

Die städtische Schuldirektion Bern liess von Herrn Dr. J. R. Schmid, Thun, ein Gutachten ausstellen über die Gestaltung der Hilfsschulen der Stadt Bern. Dieses Gutachten enthält so wertvolle Gedanken, die ohne Zweifel in weiteren Kreisen Interesse finden werden, dass wir uns veranlasst sehen, wenigstens einen Ausschnitt aus der Arbeit zu veröffentlichen.

Die Redaktion.

I.

Vorerst setzen wir uns mit dem mangelnden *Verständnis der Eltern* auseinander, weil darin zum grossen Teil die Ursache dafür liegt, dass die Hilfsschule die Schüler nicht erhält, für die sie da ist.

Da es also Hilfsklassen geben muss, dürfen wir mit einem Zirkular des Schularztes an die Eltern ihr Vorhandensein «als ein Glück» bezeichnen; — dass es sie aber geben *muss*, ist und bleibt eben für das Empfinden der Eltern ein Unglück. Diese Tatsache darf und kann einfach nicht übersehen werden; sie ist eine Realität, und diese Realität hat man nach meiner Auffassung bisher zu wenig ernst genommen, besonders von einzelnen Kreisen der Hilfsschule aus. Man möge sich deshalb wieder einmal vergegenwärtigen, was Eltern und Kinder bei einer Versetzung in die Hilfsschule erleben. Die Reaktion der Eltern und die damit zusammenhängende Zurückhaltung der Lehrerschaft wird damit doch etwas verständlicher.

Wenn ein Kind in die Hilfsschule versetzt wird, so muss es zum Objekt einer Reihe von Massnahmen werden, die insgesamt für sein und seiner Eltern Bewusstsein darauf hinauslaufen, es von den andern Kindern *abzuseparieren*. Es wird aus seiner Klasse herausgenommen und nicht nur von Kameraden und Lehrern getrennt, sondern meist auch noch in ein anderes Schulhaus, ja einen andern Schulkreis geschickt. Eine andere Schulbehörde wird zuständig. Dies alles, weil es schlechter lernt als seine Kameraden, weil es sich eben von den andern Kindern wesentlich unterscheidet. Es bildet «eine Belastung» für die Klasse der «Normalen», — es ist anormal. Dieses Anormale wird ihm und seinen Eltern von nun an fortwährend bescheinigt, — durch den neuen Schulweg, auf den es das Bedauern der Verwandten und Nachbarn, aber auch der «Bula»-Ruf der andern Kinder des Quartiers begleiten, — durch die neue Klassenbezeichnung, durch das neue Schulzeugnis, — ja sogar durch die Tramkarte. Es fühlt sich gezeichnet, und die Eltern mit ihm, und das wird sich auch nach Schulaustritt nicht mehr ändern, die ganze Gegenwart und die ganze Zukunft des Kindes stehen unter diesem

Zeichen. Es besteht für Eltern und Kind praktisch keine Hoffnung darauf, dass sich dies wieder ändere; man erinnert sich in der Hilfsschule Bern mit Bestimmtheit keines Kindes aus den letzten 10 Jahren, das aus der Hilfsschule wieder in die Normalklasse zurückversetzt werden konnte.

Mit diesen Massnahmen mutet man den Eltern des Kindes zweierlei zu: Erstens müssen sie einsehen, dass ihr Kind geistig «defekt» ist. Nebst dem Mitleid mit dem Kinde und der Sorge um seine Zukunft löst dies meist andere heftige Gefühlsreaktionen aus. Eine Schuldfrage wird aufgeworfen, — «hat es dies von Vaters oder von Mutters Seite her?» — latente Schuldgefühle, zurückgehend auf die eigene Entwicklung, auf das Leben vor der Ehe oder auch in der Ehe werden wach. Oder aber: Benachteiligungsaffekte werden wach, «man ist ja schon in der eigenen Jugend zu kurz gekommen» (vielleicht auch als ehemaliger Hilfsschüler) oder «man muss halt eben als unbemittelter immer hintab nehmen». — Kurz, die Eltern werden durch dieses Urteil, ihr Kind sei defekt, in ihrem *eigenen* individuellen Lebensgefühl zentral getroffen. Dazu kommt die Bedrohung des kollektiven Selbstbewusstseins, des Familienstolzes. Es ist schon so, wie eine Lehrerin der Hilfsschule sagte: «Wenn in einer Familie ein Sohn Theologie studiert, so ist dies für die Familie eine Ehre. Kommt aber ein anormales Kind in die Sonderschule, so empfindet die Familie dies als Schande.»

Zweitens müssen sich die Eltern mit dem Gedanken abfinden, dass ihr Kind einen andern Weg in der schulischen Entwicklung geht als die Kinder der Verwandten und Bekannten, — dass es *auffällt*. Auch dies löst Gefühlsreaktionen aus. Dem Durchschnittsmenschen ist jedes unbeabsichtigte Auffallen zuwider, vor allem natürlich, wenn es ein negatives Vorzeichen hat. Auffallen bedeutet immer irgendwie «ausfallen», bedeutet, von der menschlichen Gesellschaft getrennt sein. Es ist nun merkwürdig, aber psychologisch durchaus verständlich, dass moralisches Versagen viel weniger als gemeinschaftsausschliessend empfunden wird als geistiges Defektsein. «Als schlechter Mensch kann man immer noch irgendwie am Leben der menschlichen Gesellschaft teilnehmen, als Anormaler ist man von ihr endgültig ausgeschlossen», so empfinden dunkel die meisten Leute. Dies ist ein Grund dafür, dass es den Menschen viel weniger schwer fällt, einen moralischen Defekt einzusehen oder einzugestehen als einen intellektuellen.

Zum Erlebnis der Eltern, zum Teil von diesem übertragen oder doch ungeheuer verstärkt (man erinnere sich

an jenen Vater, der drohte, den Buben halbtot zu schlagen) —, gesellt sich das Trauma des Kindes. Dieses Trauma wird durch den Spott der Kameraden immer wieder aufgestachelt. Und seien wir uns zum vornherein darüber klar, dass leider dieser Spott durch keinerlei Massnahmen, etwa von seiten der Lehrerschaft, ganz zum Verschwinden gebracht werden kann. Jedes Kind, auch jedes gutartige, hat einen «Schuss» Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Schwachen, dem Gezeichneten, wenn nicht gar Grausamkeit. Und vergessen wir auch nicht: Wo und wann es je Hilfsschulen gibt, die als solche gekennzeichnet sind, wird auch immer wieder von Erwachsenen darüber gewitzelt, auch Kindern gegenüber, und solange dies so ist, wird bestimmt der «Bula»-Spott auch nicht von den Strassen und Spielplätzen der Stadt Bern verschwinden.

Diese Erlebnisse müssen in vielen Fällen zu einem Benachteiligungsaffect führen bei den Hilfsschülern, deren Aeusserungen, Trotz und Jähzorn, Willensperre gegen die Arbeit, Unverträglichkeit usw. uns jede Hilfsschullehrkraft, besonders der obern Klassen, bezeugen wird. Es ist nicht daran zu zweifeln, dass dieser Affect von manchem Hilfsschüler hinausgetragen wird ins Leben und sich dann auf die menschliche Gesellschaft, ihre Ordnung und Satzungen überträgt. Dieser Affect wäre sicher an der Wurzel manches asozialen Verhaltens, ja manches Verbrechens zu finden.

Wir sind in den ersten Teilen dieses Gutachtens stets von der Annahme ausgegangen, dass die Hauptursache der Schwierigkeiten in der Zurückhaltung der Lehrerschaft zu suchen sei. Die Untersuchung hat zwar bereits

ersehen lassen, dass diese Zurückhaltung zum grossen Teil eine sekundäre Erscheinung ist, indem sie weitgehend von der Reaktion der Eltern bedingt wird. Wir müssen nunmehr ganz davon Kenntnis nehmen, dass die Ablehnung der Eltern das eigentlich Primäre ist, und etwaige Verbesserungsvorschläge haben sich zu allererst auf diese Erkenntnis zu stützen.

Besonders eindringlich muss eben auf den *affektiven* Charakter dieser Ablehnung hingewiesen werden. Es ist diese initiative, gefühlsmässige Ablehnung mit den Hintergründen, die wir schon angedeutet haben, welche die Eltern hindern, den Defekt des Kindes zu sehen und sich von der Notwendigkeit einer Sonderlösung überzeugen zu lassen. Erst wenn man dies einsieht und wenn man sich über das Wesen des Affektes Rechenschaft gibt, nämlich darüber, dass der Affect der verstandesmässigen Ueberlegung weitgehend unzugänglich ist, erst dann wird man Massnahmen ins Auge fassen können, welche diese Schwierigkeiten wenigstens vermindern.

An der Tatsache, dass es sich vor allem um Affekte handelt und nicht um eine mangelnde Erkenntnis der Leistungsfähigkeit der Hilfsschule, gehen die Massnahmen vorbei, welche die Hilfsschule ergriff, um ein gewisses «Hilfsschüler-Selbstvertrauen» zu fördern. Darum mussten diese Massnahmen, die im Endresultat doch darauf hinaus liefen, die Zugehörigkeit zur Hilfsschule hervorzuheben, ihren Zweck verfehlen, ja geradezu das Gegenteil bewirken. Dass daneben, durch Ausstellungen und Aufführungen, die gezeigten Leistungen für die Eltern etwas Tröstliches und für die Kinder etwas Befriedigendes haben können, soll nicht bestritten werden.

De quelques faits qui parlent en faveur des images visuelles (Lay)

Il y a longtemps que se discute la question de savoir s'il est préférable de s'adresser à la vue ou à l'ouïe dans l'enseignement du calcul, s'il faut préférer le *zählen* (compter, en suivant la série des nombres), ou les images visuelles, celles de Lay étant considérées comme les meilleures, par ce qu'elles reposent sur une base psychol. expérimentale solide. En Allemagne notamment, la question a fourni une littérature abondante. Théoriquement, on peut trouver des arguments dans les deux sens. Bornons-nous à quelques *faits* pour répondre à l'article de E. Bleuler, dans la SER de février 1949, qui préconise le «*zählen*» comme la base de l'enseignement du calcul élémentaire.

D'abord, de façon très générale, si l'on observe le petit enfant, on constate combien les impressions visuelles sont plus fréquentes, plus variées, plus enrichissantes pour son être en développement que les impressions acoustiques.

Si étonnant que cela paraisse aux yeux de ceux qui n'ont pas observé un enfant de près, l'enfant acquiert déjà des notions de nombre, bien avant de savoir nommer un seul nombre. Tous ceux qui ont pratiqué les Tests de calcul du Dr Decroly et de sa collaboratrice, Mlle Degand, tests admirables parce qu'ils sont pris directement en observant un petit enfant de sa naissance à l'âge de deux ans (voir mon ouvrage: Développement

de l'Enfant de 2 à 7 ans, Delachaux-Niestlé, Neuchâtel), tous ceux qui les connaissent et les ont pratiqués ont pu constater qu'un enfant pourra reproduire 2, 3 objets sans erreur, au moment où il ne possède encore aucun nom de nombre. On pourrait citer aussi cette fillette qui, ne connaissant que les termes un, deux et trois, appelle le 4 «deux au milieu» et le 5 «trois au milieu». C'est donc de lui-même que l'enfant recourt à de tout autres procédés que de nommer la suite des nombres. Mais les tests Decroly nous le montrent clairement. Nous avons employé, avec Claparède, la méthode des *quartiles*, admettant que si les $\frac{3}{4}$ des enfants réussissent une épreuve à un âge donné, cette épreuve est caractéristique de cet âge. Or, ces tests m'ont permis de constater que plusieurs enfants de 3 et 4 ans savaient toujours reproduire sans faute les nombres 1, 2 et 3, sans savoir encore dénommer aucun de ces nombres. Un enfant mongoloïde, montrait spontanément 2 doigts toutes les fois qu'apparaissaient 2 objets, en promenade, comme aux leçons de calcul, mais ignorait le terme *deux*; le même, très doué rythmiquement, savait bien reproduire de 1 à 5 coups, sans connaître aucun de ces termes.

Un des tests Decroly consiste à reproduire des objets: l'enfant a devant lui un tas de cailloux, ou d'autres petits objets: l'expérimentateur en place devant lui 2, 1, 3, 5, 2, 4, etc., et l'enfant est invité à les reproduire. Le même

test, dans le domaine auditif, consiste à reproduire 1, 3, 4, 2, 5 coups, en tournant le dos à l'expérimentateur. Peut-être les partisans absolus du zählen imaginent-ils que l'enfant, en entendant les coups, les compte — s'il sait compter: pas du tout: on a dit à l'enfant: frappe autant de coups que moi, la même chose — sans lui suggérer l'idée de compter — comme l'on voit. L'enfant s'exécute et frappe, ordinairement guidé par le seul sens du rythme. Il est arrivé à un petit de dire, au milieu de l'épreuve: « Eh! Mademoiselle, ça fait un deux, trois quatre! » Or voici les résultats du test (tableaux p. 284 de mon livre). A 2 ans $\frac{1}{2}$, les enfants reproduisent déjà 1 et 2 objets; seulement à 4 ans $\frac{1}{2}$, ils sont capables de réussir à frapper 1 et 2 coups! A 3 ans $\frac{1}{2}$, ils reproduisent 3 objets par la vue; à 4 ans $\frac{1}{2}$ par l'audition. A 5 ans, ils reproduisent 4 objets; à 6 ans, pas encore 4; je n'ai pas poursuivi les expériences après 6 ans, parce qu'à cet âge, les enfants comptent et que l'expérience n'a plus aucun intérêt.

Ces écarts signifient quelques chose sur la prédominance des notions visuelles sur les notions auditives!

M. Bleuler nous affirme que, à condition que, des dix boules d'un boulier, cinq soient colorées d'une couleur différente des cinq premières, « la rangée est aussi claire (übersichtlich) que tout autre représentation. » D'autres expériences, que j'ai faites, et que je mets à la base de mon adhésion à la méthode de Lay, viennent infirmer ce jugement. On les trouvera dans les Archives de Psychologie. T. XVI, No 61 (Juillet 1916). Il s'agit de tests où les sujets — au nombre de 300 — devaient choisir entre plusieurs notions: forme, nombre, position. Une première série d'expériences avait établi un parallélisme étonnant entre le développement de la notion de nombre et celle de la direction, à travers les âges. Comment ces deux notions allaient-elles se comporter si le sujet avait le choix entre elles? En ne considérant que les sujets ayant passé d'un choix à l'autre — laissant donc de côté tous ceux qui avaient choisi toujours le nombre ou toujours la direction, — seulement le $\frac{1}{3}$ des sujets! — voici les résultats, extrêmement parlants sur la question qui nous occupe: le dispositif est ainsi constitué, pour ce jeu, que le sujet doit chaque fois choisir la direction ou le nombre. Je tends d'abord une carte portant 3 objets: la moitié environ des sujets, adultes, jeunes gens ou enfants de puis 3 à 5 ans, sexe masculin et féminin — choisissent le nombre (l'autre moitié la direction); puis je tends une carte portant 4 objets: même résultat; enfin vient une carte portant 1 objet: du coup, tous mes sujets savent compter: 90% de choix de nombre! Vont-ils continuer? La carte suivante porte 4 objets; on la place tantôt sur 3 tantôt sur 5: il n'y a plus que le 35% de calculateurs! puis l'exercice continue; la 8ème carte est de nouveau 1; de nouveau 90% de calculateurs! Comme les deux cartes suivantes portent 2 et 3 objets, les pourcentages restent à peu près entre 80 et 90. Mais immédiatement, je donne un second jeu, exactement construit comme le premier, avec d'autres figures. Tous ces sujets — adultes compris, n'est-ce pas — qui ont fini en comptant vont sans doute adopter cette ligne de conduite? pas du tout: c'est de nouveau le 50% pour les deux premières cartes, et de nouveau 90% pour le nombre 1 et de nouveau la chute vertigineuse pour le nombre 4. Alors, si même des

adultes se comportent de la sorte, veut-on nous faire accroire que, pour les petits et pour les arriérés, la présentation des nombres en série constitue un moyen véritablement intuitif? Et Lay n'a-t-il pas mille fois raison de proposer quelque chose d'infiniment plus clair?

Nous avons tenté, à Genève, il y a fort longtemps, une expérience comparative: des classes parallèles, également bien dirigées ont essayé des deux méthodes: malheureusement toutes sortes de circonstances adverses sont intervenues: grève d'imprimeurs, pour les feuilles d'épreuves; chute de neige au moment de l'épreuve finale: les résultats n'ont pu être appréciés, mais j'ai recueilli le témoignage de bien des institutrices des petites classes qui m'ont assuré que la méthode de Lay avait permis à des enfants, jusque là incapables en calcul, de se remettre à flot! M. Groscurin a adopté la méthode de Lay, dans sa Méthodologie de l'enseignement du calcul. Et je sais bien des collègues qui m'en disent leur satisfaction.

Je déplore toujours que la théorie du Zählen prive nos collègues d'outre Sarine de cet excellent moyen didactique, pour poser les bases du calcul, si importantes. Je dis bien: « poser les bases », car il va bien sans dire que tous les autres procédés, compter sur les doigts, « zählen », en avant et en arrière en suivant, puis de 2 en 2, de 3 en 3, etc. etc. seront employés aussi; compter dix objets en série, et davantage, est nécessaire chez les petits et les arriérés, qui ne savent pas toujours faire marcher de front le mouvement des doigts et la parole. On voit fabriquer, au Cours de Travaux manuels, même pour les classes spéciales, du matériel où les objets sont alignés par dizaines: quand saura-t-on recourir à l'expérience, dans ce domaine et dans tous les autres?

Alice Descoedres.

Sektion Bern

Die Sektion Bern der Schweizerischen Hilfsgesellschaft für Geistesschwache kam am 19. März im Hotel Bubenbergrasse zu ihrer ordentlichen Frühjahrsversammlung zusammen. Eingangs begrüßte der Vorsitzende die Vertreter der Behörden und Gäste und wies darauf hin, dass im vergangenen Jahr die Bewegung für das geistesschwache Kind im Kanton Bern neuen Auftrieb erhielt durch die Bestrebung zur Gründung eines neuen Heimes im Seeland und durch das Gutachten von Herrn Seminardirektor Schmid in Thun über die Hilfsschule der Stadt Bern. Eine Zählung der Geistesschwachen im Kanton wurde angeregt, da von ihr aufschlussreiches Material für den weitem Ausbau von Hilfsschulen und Heimen erwartet wird. Jahresbericht, Jahresrechnung und Budget wurden genehmigt. Das Jahresprogramm sieht einen Fortbildungskurs über Testprüfungen und einen Wochenendkurs über didaktische Fragen vor. Ferner ist die Ueberprüfung der Lehrmittel an den Hilfsschulen notwendig und vor allem die baldige Erneuerung der Rechnungsbüchlein. Herr Zoss, Zentralpräsident der S.H.G., orientierte über die Tätigkeit des Zentralverbandes. Eine Konferenz der Heimleiter ebnete den Weg zu weiterer Zusammenarbeit und Arbeitsteilung der Heime. Die Sektion Zürich prüft die Eingliederung der Mindererwerbsfähigen ins Erwerbsleben. Einstimmig beschloss die Versammlung, die Organisation und Durchführung der schweizerischen Hauptversammlung vom Sommer 1950 zu übernehmen.

Anschliessend sprach Herr Prof. Dr. E. Probst aus Basel über «Die Einweisungspraxis in die Hilfsschule». Im Gegensatz

zu vielen Orten mit Hilfsschulen ist es in Basel gelungen, die Schwierigkeiten bei der Ueberweisung der Schüler in die Hilfsschule auf ein Minimum zu beschränken. Dies liegt einerseits im Aufbau der Schule, bedeutend wichtiger aber ist die frühe und sozusagen lückenlose Erfassung der schwachen Schüler durch den Schulpsychologen, der vormittags die Schulklassen besucht und in ständigem Kontakt mit der Lehrerschaft und oft auch mit den Eltern die schwächsten Kinder beobachtet, viele werden sogar schon im vorschulpflichtigen Alter im Kindergarten erfasst. Wenn die Schwierigkeiten in der Primarschule zu gross werden, wird das Kind einer Testprüfung unterzogen, zu der die Eltern eingeladen werden. Die Besprechung des Prüfungsergebnisses vermag bereits einen bedeutenden Teil der Eltern zu überzeugen, dass eine Versetzung des Kindes in die Hilfsschule notwendig und nur zu dessen Vorteil ist. Bei vielen kann dieses Ziel nach einer weitem Probezeit in der Primarschule ebenfalls ohne besondern Zwang erreicht werden. Etwa zwei Fünftel der Hilfsschüler müssen aber durch die Schulrektoren versetzt werden, wobei bei einem Fünftel kein Widerstand, bei den andern aber auch verschiedene Möglichkeiten auftreten wie Rekurse, Widersetzlichkeit und Wegnahme aus der Schule. Diese Fälle bedürfen einer besondern Behandlung durch die Schulbehörden, die vor allem über eine genaue Abklärung besorgt sein müssen; sobald aber die Eltern sich der geschlossenen und entschlossenen Haltung der Schule gegenüberstehen, widersetzen sie sich meist auch nicht mehr länger. Die Hilfsschule ihrerseits grenzt ihr Niveau gegen unten bei 0,72 ab, und auch die schwierigen Elemente werden den Heimen zugewiesen.

Die nachfolgende Diskussion zeigte, wie notwendig die Behandlung des Themas war. Das ausgezeichnete berndeutsche Referat von Herrn Prof. Probst hat der Abklärung vieler Fragen für unsere bernischen Hilfsschulen vorgearbeitet. Hoffentlich werden überall die notwendigen Schlussfolgerungen gezogen und die entsprechenden Massnahmen ergriffen.

Fr. Wenger.

Ein Elternabend

Wie andernorts gaben auch in Burgdorf die Einweisungen in die Hilfsschule immer Anlass zu viel Diskussionen mit Eltern, Lehrerschaft und Schulkommission. Aus diesem Grunde veranstaltete die Primarschule am 2. März einen Elternabend, der recht gut besucht war. Eingehend referierte Herr Oberlehrer Zoss aus Bern über Wesen und Aufgabe der Hilfsschule. Hier seien aber nur zwei Voten von Eltern kurz gestreift. Ein Vater konnte sich nur schwer mit der Tatsache abfinden, dass sein Sohn in die Hilfsschule eingewiesen wurde. Er gebe die Hoffnung nicht auf, dass bei etwas mehr Geduld in der Primarschule doch die Möglichkeit bestanden hätte, dass der Knabe doch hätte mitgehen können. Nachdem er den Knaben aufs Land verbracht hatte, konnte er dort die Primarschule wieder besuchen, allerdings kam er nur bis in die siebente Klasse. Für den Vater war dies eine Bestärkung seiner Auffassung, für uns zeigte es aber, dass der Knabe auch dort den Anforderungen der Primarschule nicht gewachsen war. Recht sympathisch berührten die Worte einer Mutter, die sich ganz positiv zur Hilfsschule stellte. Als berufstätige Frau kann sie sich nicht so mit ihrem Knaben beschäftigen, wie er es nötig hätte. Die Hilfsschule mit ihrem individuelleren Unterricht wird dem Knaben aber besser gerecht, und die Mutter empfindet den Uebertritt des Knaben als grosse Entlastung.

Fr. W.

Pro Infirmis

Im Kino Rex in Zürich begrüßte der Präsident der Schweizerischen Vereinigung Pro Infirmis, Regierungsrat Dr. R. Briner, Zürich, am 22. März die Vertreter der Presse und eine zahl-

reiche weitere interessierte Zuhörerschaft. In der so sehr notwendigen Propaganda für die Hilfe am gebrechlichen Kinde steht die Presse im Mittelpunkt. Einen ganz besondern Gruss entbot der Redner dem anwesenden Arbeitsausschuss von rund 40 Mitgliedern, welcher mit Dr. Lutz an der Spitze die Europa-Kinderhilfe organisiert. Von den rund 200 000 Gebrechlichen in der Schweiz fallen auf den Kanton Zürich deren ca. 30 000. Trotzdem die Behandlung der Gebrechlichen eine kostbare Sache ist — ein Einzelfall kann Tausende von Franken kosten —, so lohnt sich der Aufwand, menschlich und wirtschaftlich. Unser Staatswesen wird von drei Grundpfeilern getragen: Freiheit, Recht und Menschlichkeit. Je mehr sich der junge Bürger mitverantwortlich weiss für die Erhaltung dieser drei Pfeiler, um so mehr werden diese erstarken und gesunden.

In kurzen, träfen Zügen schilderte Schwester Martha Muggli das Wesen der Taubstummheit und die Art der Hilfe. An einigen typischen Beispielen skizzierte die erfahrene Fürsorgerin die verschiedenen Eigenheiten des Taubstummen und den Weg der möglichen Hilfe.

Da Dr. med. Zellweger vom Kinderspital zum Militärdienst hatte einrücken müssen, so sprach für ihn Fräulein Meyer vom Zentralsekretariat Pro Infirmis speziell über die Fälle von Kinderlähmung. Während der letzten dreissig Jahre kamen rund 10 000 Fälle vor die ärztliche Klinik. Die moderne Behandlung kann sehr viel erreichen, ganz besonders durch die Hydrotherapie. Die Behandlung dauert oft lange und braucht u. U. kostspielige Apparate; aber sie lohnt sich. Ein Grossteil der Patienten konnte nach und nach ihre Arbeit wieder aufnehmen; einzelne allerdings mussten sich beruflich umschulen lassen.

Als dritter Referent sprach der erfahrene Praktiker Herr W. Schweingruber. Das grosse Problem besteht darin, die innere Bereitschaft zur Hilfe für die Gebrechlichen zu wecken in unserem Volke. Mit Geld kann dem Gebrechlichen nicht immer geholfen werden: Glieder ersetzen, Lähmungen heilen etc. Wir suchen den Patienten so weit als möglich zu heilen, ihm Arbeits- und Verdienstmöglichkeit zu vermitteln und haben zu diesem Zwecke die Verbindung mit der Grossindustrie aufgenommen. Wohl könnte die Unterstützung für die Gebrechlichen dem Staate überbunden werden; aber wenn wir die Aufgabe auf private Schultern legen können, so wird sie billiger und besser gelöst. Und es lohnt sich, für die Gebrechlichen einzustehen. In der Arbeit für sie sind wir reicher, mutiger, optimistischer geworden.

Der Leiter des Filmunternehmens, Dr. Fueter, erläuterte hierauf das Entstehen des neuen Films für die Gebrechlichenpropaganda: «Du und dein Bruder» und zeigte im sprechenden Bilde, wie dem Taubstummen, dem Sprachgehemmten, dem Blinden, dem Schwachen geholfen und der Weg geebnet wird. Zum Schluss wünschte Regierungsrat Dr. Briner dem neugeschaffenen Filme recht wirksamen Erfolg, der sich schon in der in den nächsten Tagen beginnenden Kartenaktion Pro Infirmis zeigen möge.

H. P.

Waldhauskinderspiele Nr. 4

Die fünf Gesellen. Schwankspiel von Heinz Ritter. Waldhausverlag. Gut am Spiel ist die *Idee*, mit Ironie die Befangenheit und Kurzsichtigkeit bestimmter Kreise zu geisseln (sie stammt aber von Grimm). Die Einfachheit bzw. Einfalt des Stückleins würde es für Schwachbegabte geeignet machen, doch scheint es mir grundsätzlich verfehlt, die Dummheit durch «Dumme» verhöhnen zu lassen. Dazu sind sie ja auch gar nicht fähig. Man projiziert etwas in sie hinein, was ihnen absolut fremd ist. Solche Ironie ist bei intelligenten Leuten am Platz. Sprachlich wäre verschiedenes zu bemängeln. Wenn auch die «Leichtigkeit» des Stückleins lockernd wirken könnte, ich würde es nicht spielen lassen.

M.